

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 2 (1926-1927)
Heft: 8

Artikel: Die Ameise Formica und ihr Selbstbekenntnis
Autor: Stäger, Robert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1064744>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

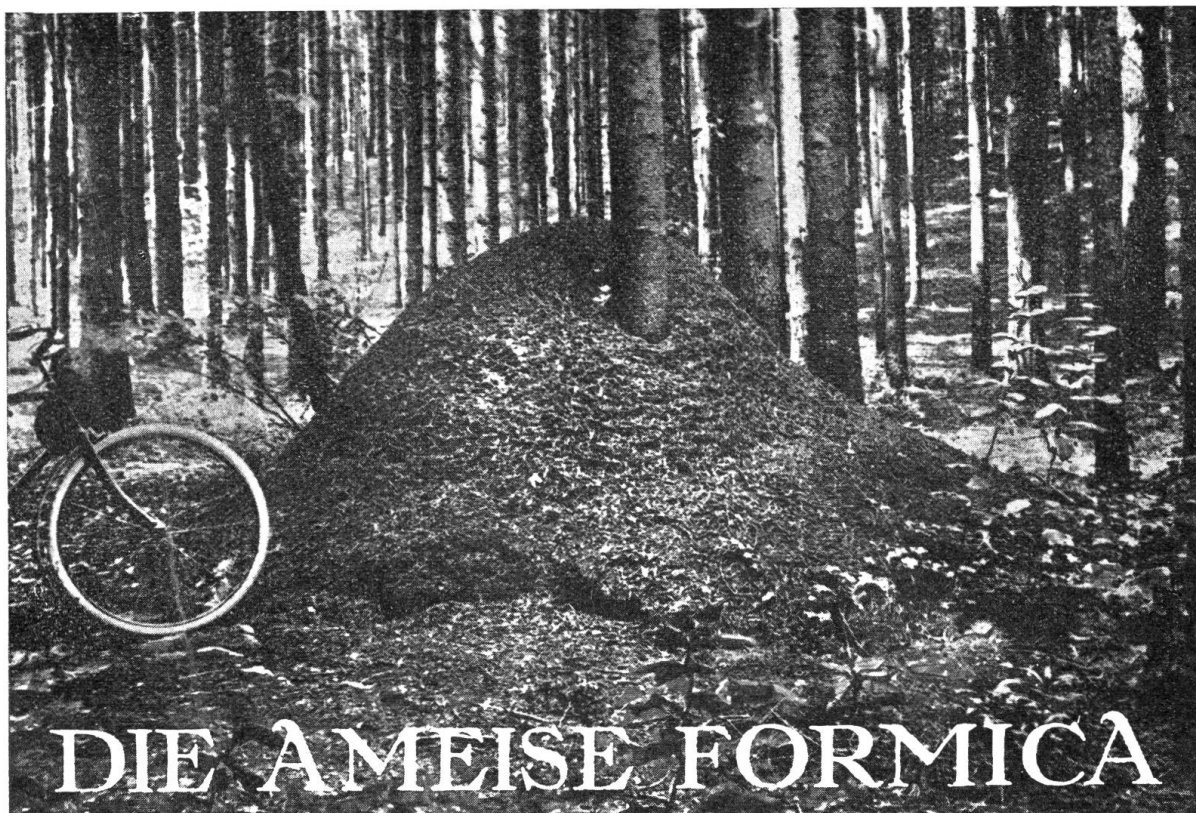
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



DIE AMEISE FORMICA

und ihr Selbstbekenntnis

Von Dr. Robert Stäger

Illustriert von Herbert Rikli

Keine Ameise ist bei uns so populär wie die Waldameise. Jedes Kind kennt sie und weiss sie von andern Arten zu unterscheiden. Ihre hohen Nesthaufen gehören wie die farbenprächtigen Hutpilze zum Inventar des Waldes. Viele betrachten sie nur vom Standpunkt ihrer Giftblase aus und fürchten sie. Aber sie ist besser als ihr Ruf und hat noch keinem Menschen ernsthaft etwas zu leide getan. Wer ihr Vertrauen zu erringen vermag, dem kramt sie ihre Geheimnisse aus.

Wenn ich an warmen Sommertagen Stadt und Menschen verlasse und im ho-

hen Bergwald unter die niederhängenden Aeste einer lichtgrünen Lärche mich hinlege, um meine Gedanken mit den weissen schwebenden Wolkenballen wandern zu lassen, vergeht keine Viertelstunde, bis ich ihren Besuch empfangе. Ungeniert setzt sie sich auf meinen Handrücken und macht Toilette. Ja, wahrhaft Toilette, wie die Katze, wenn sie Visite erwartet. Dabei verrenkt sie ihren Körper auf die drolligste Weise, um alle seine Teile mit der Zunge zu erreichen. Am wunderlichsten sieht es aber immer aus, wenn sie die Fühler putzt. Die Fühler sind für sie so wichtig wie für uns

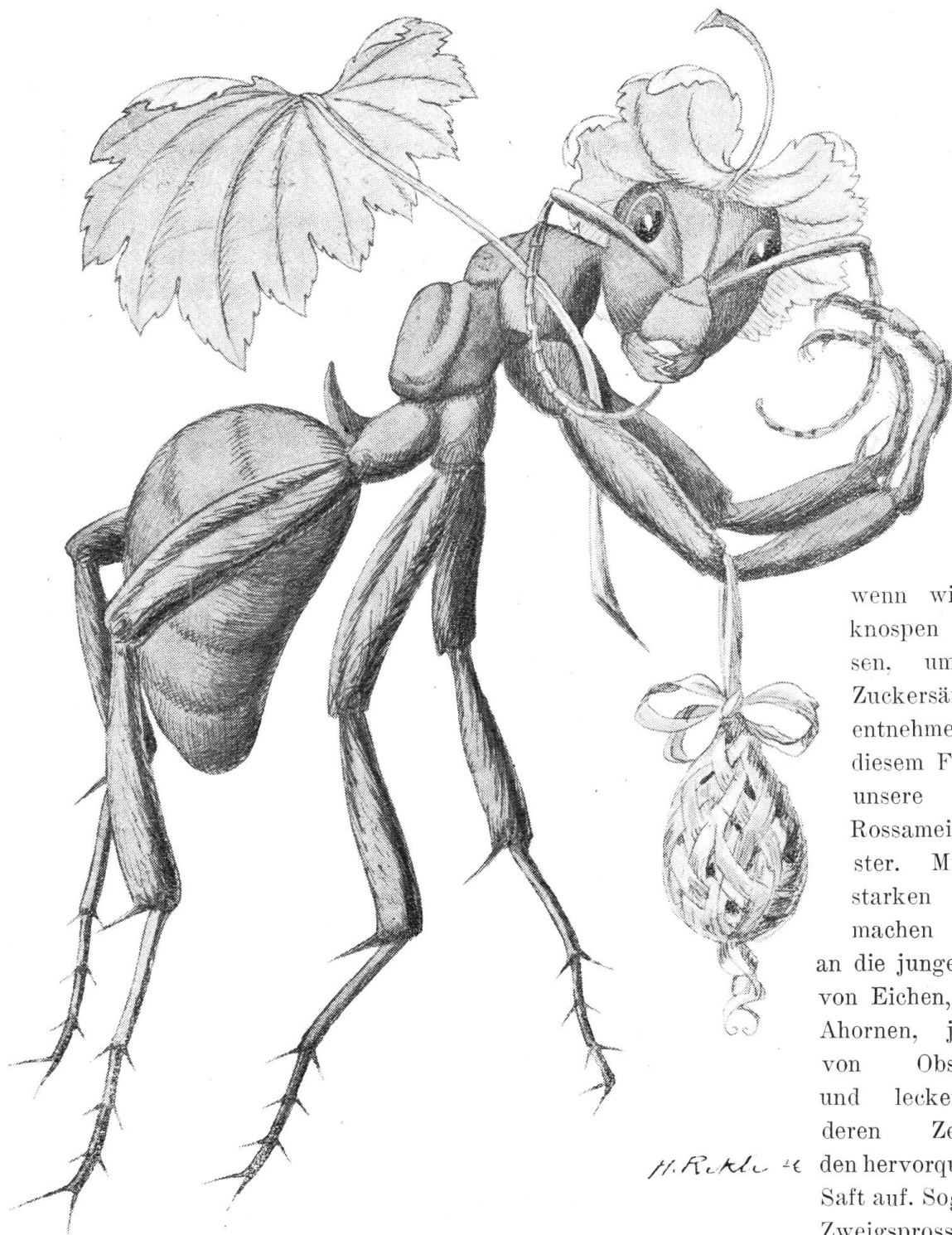
die Nase und die Fingerspitzen, denn sie bedeuten für sie ein Riech- und Tastorgan zugleich, das sie Freund und Feind unterscheiden und den Weg vom und zum Nesthaufen finden lässt. Um also die Fühler zu reinigen, hockt sie in halb aufrechter Stellung auf den zwei hintern Beinpaaren und zieht sie abwechselnd links und rechts durch den Fuss des vordern Beinpaares. Dieser Ameisenfuss ist aber höchst zweckmässig in eine zweiteilige Bürste verwandelt, deren Haare einander gegenüberstehen und so kein Stäubchen an den zu putzenden Objekten zurücklassen. Ohnehin ist noch ein Schmierapparat in den Fuss eingebaut, dessen ausfliessender Inhalt die von der Bürste abgestreiften Schmutzteilchen bindet.

Schon eine ganze Viertelstunde liegt oder sitzt meine Formica auf der Hand, die ich ruhig ins Gras ausgestreckt halte, in ihrer possierlichen Stellung und putzt und fegt. In den kleinen Pausen, die sie mal zwischen hinein macht, vernehme ich aber ungefähr folgende Enthüllungen von ihr, die auch Sie interessieren werden :

«Ihr Menschen und zumal euere Gelehrten glauben schon alle unsere Geheimnisse zu kennen. O, wie weit sind sie noch von der Wahrheit. Selbst auf Gebieten, die verhältnismässig übersichtlich zu sein scheinen, gibt es noch so viel Verborgenes. Schlagen wir nur einmal das Kapitel Nutzen oder Schaden auf. Die meisten eurer Forscher glauben felsenfest an unsere Harmlosigkeit. Nur selten ist einer, der uns auf frischer Tat ertappte und wenn er das Unheil, das wir anrichteten, bekannt gibt, so glaubt es ihm niemand. Aber er ist im Recht. Wir

müssen es selbst bekennen. Wir sind nicht ganz so unschuldig. Selbst da, wo wir z. B. dem Wald zu nützen scheinen und mal einige Schädlinge vertilgen, folgen wir nur unserm Egoismus, der uns heilig ist. Wir klettern beispielsweise doch nie auf die hohen Bäume des Forstes, um sie von Ungeziefer zu reinigen. Wem käme das von uns in den Sinn! Aber da oben pflanzen wir in dem schattigen, saftigen Gezelt unzählige Blatt-, Rinden- und Schildläuse, um sie des süssen Honigs wegen zu « melken », den sie mit ihrem Saugrohr den Pflanzen entziehen. Je mehr Läuse, desto besser. Wir zapfen also indirekt den Bäumen den Saft ab. Kann man das von euerem Standpunkt aus Nutzen nennen? Seid vorsichtig mit eurer Einteilung in nützliche und schädliche Tiere. Wir suchen uns alle nur selbst. Das ist die Wahrheit; denn lügen können wir nicht.

Nichts geht uns über süsse Pflanzensäfte und wir nehmen sie, wo wir sie finden. Die Lauszucht ist nur ein Weg dazu. Aber wir verschaffen sie uns auch direkt, wenn es sein muss. Deshalb kriechen wir in alle Blüten und Sporne, die Nektar enthalten. Wir wissen, dass er den Herren Schmetterlingen und Bienen kredenzt werden soll, aber was ficht uns das an! Wir denken, die Natur hat für alle den Tisch gedeckt und setzen uns ungerufen hin. Euch Menschen kann das gleichgültig sein, wenn wir aus den Blütenkelchen auf rechtmässige Weise trinken, d. h., wenn wir den ordentlichen Eingang zu der Nektarpinte benützen. Aber es gibt Fälle, wo wir uns schon eher als Einbrecher aufführen und auf verbotenen Pfaden die süsse Quelle aufsuchen. Verwandte von mir richteten einmal an ei-



wenn wir Blattknospen zerfressen, um ihnen Zuckersäfte zu entnehmen. In diesem Fach sind unsere grossen Rossameisen Meister. Mit ihren starken Kiefern machen sie sich an die jungen Triebe von Eichen, Buchen, Ahornen, ja selbst von Obstbäumen und lecken nach deren Zerstörung den hervorquellenden Saft auf. Sogar junge Zweigsprossen von

ner afrikanischen Blume (*Cobaea scandens*) eine heillose Verheerung an. Sie zerstörten bei ihrem gewaltsamen Vordringen nicht nur die Blütenkronblätter, sondern auch die Fortpflanzungsorgane, so dass der Fruchtansatz unterblieb. Das ist nur ein Beispiel von hunderten.

Noch schlimmer mag der Schaden sein,

Eichen verschonen sie nicht und bringen sie zum Abknicken. Ja ganze Tannen fallen ihnen leicht zum Opfer, denn manchmal nisten sie sich in grossen Kolonien in ihre Stämme ein und zernagen deren Inneres wie einen Badeschwamm, so dass sie bei Sturm zusammenbrechen. Ja, die Rossameisen sind nicht zu unter-

schätzen. Sie bilden die Kerntruppe unseres Heeres, die vor der grössten Aufgabe nicht zurückschreckt.

Aber auch wir Waldameisen und selbst unsere kleinen Verwandten treiben's manchmal arg.

Und was sagt ihr dazu, wenn wir in euern schönsten saftigsten Bergmatten die Erde Korn um Korn aufwühlen und Haufen an Haufen bauen, so dass die Sense darein fährt und stumpf wird?

Der Bauer verflucht uns nicht mit Unrecht und sucht uns mit Feuer und Schwert auszurotten; aber wir spotten seiner. Wenn er uns heute beseitigt, sind wir morgen wieder da. Unserer Uebermacht ist nicht beizukommen.»

Inzwischen hatte eine Genossin der Erzählerin sich auf meinen Handrücken begeben. Wie die beiden einander sahen, stutzten sie einen Augenblick. Wer konnte wissen, ob Freund oder Feind sich gegenüber stand? Aber es mussten Freunde, Angehörige derselben Nestkolonie sein, denn sie betrillerten sich in bestem Einvernehmen mit den Fühlern, ja die Erzählerin gab sogar der durstigen Besucherin aus ihrem Kropf zu trinken.

Wäre letztere eine Fremde gewesen, d. h. würde sie einer andern Kolonie angehört haben, so würde es sofort zwischen den beiden zum wütendsten Kampf gekommen sein und eine hätte unterliegen müssen. Hält auch das grosse Volk der Ameisen nach aussen zusammen, so wüten doch im Innern beständig die heftigsten Parteikämpfe, und nicht so selten kommt es vor, dass eine Sippe die andere völlig aufreibt.

Nach der Abspeisung der Freundin liess die Erzählerin ihre Fussbürste wieder in Tätigkeit treten und putzte die

Fühler wie ein Trinker, der seinen langen tropfenden Schnurrbart mit der Hand abwischt. Dann fuhr sie mit ihren Enthüllungen weiter:

«Euere Förster haben einen Heidenrespekt vor dem Raupenfrass der Eule, der Nonne, des Prozessionsspinners. Ganze Wälder stehen oft kahl da. Und die guten Leute meinen, wir wären imstande, das Uebel zu verhindern. Das ist nur zum kleinsten Teil richtig, denn behaarte Raupen verschmähen wir grundsätzlich und behaart sind viele jener Schädlinge. Auch sind wir nicht so dumm und bauen unsere Haufen im kühlen Innern des Waldes. Wir lieben das Licht und die Sonne und verweilen daher mehr am Rande des Waldes. Aber das ist noch nicht die volle Wahrheit. Wahrheit ist, dass wir selber, so gut wie jene Schädlingssraupen, den Wald verheeren und kahl fressen, dass nicht ein Blatt mehr übrig bleibt. Wenn Sie's nicht glauben wollen, kommen Sie mit nach Südamerika an die grossen Ströme des Amazonas und des Orinoko.

Dort hausen Verwandte von uns, die man direkt als Blattschneider (Atta) bezeichnet hat. Sie verdienen den Namen. Ihre bis 2½ Meter hohen Nesthaufen, die auf dem schattigen, feuchten Urwaldboden sich auftürmen, beherbergen Hunderttausende von gefräßigen Einwohnern, die eines Tages ein Wandertrieb erfasst. In unabsehbaren Zügen winden sie sich dann durch die Pflanzungen, bis sie eine ihnen zusagende Stelle gefunden haben. Hierauf begeben sie sich in grossem Umkreis auf die Bäume und Sträucher und beginnen schonungslos ihr Zerstörungswerk. Jede einzelne Ameise schneidet mit ihren scharfen Kiefern ein zirka

zwei Zentimeter grosses Stück aus einem Blatt aus, schwingt es über den Kopf und steigt den Stamm hinunter. Am Boden angelangt, sammelt sich die so beladene Heerschar wieder und tritt geordnet den Heimmarsch an. Indem jedes Einzeltier das grüne Blattstück hochhält, sieht sich das Ganze an wie ein ungeheurer Zug von Bannerträgern.

Glauben Sie ja nicht, dass die Blattschneider das in die Nester eingetragene Pflanzenmaterial etwa fressen. Es wird bloss zu einer Art grünem Brei zerkaut, der die Grundlage zu der hochentwickelten Pilzkultur abgibt, die unsere südamerikanischen Schwestern seit uralter Zeit betreiben. Doch davon ein anderes mal!

Hier interessiert uns nur das Eine, dass durch jene massenhafte Blattzerstörung nicht selten ein ganz erheblicher Schaden gestiftet wird. Vor allem haben die Orangen-, Zitronen-, Mango- und Kaffeeebäume zu leiden. In Paraguay fürchten die Besitzer von Weinpflanzungen die Blatt-

schneiderameisen mit Recht; denn es kommt bisweilen vor, dass in einer einzigen Nacht sämtliche Weinstöcke ihrer Blätter beraubt werden.

Sie können sich denken, wie solche Kulturen nach der Plünderung aussehen mögen! Gewiss nicht besser, als wenn sie von den Raupen unserer Nonne oder Eule heimgesucht worden wären.»

Die Erzählerin brach hier ab.

«Ich muss gehen,» sagte sie, «denn der kühle Schatten dieses Baumes bekommt mir auf die Dauer nicht gut. Dort drüben ist noch warmer Sonnenschein. Leben Sie wohl! Wünschen Sie ein anderes Mal noch mehr aus meinem Leben zu vernehmen, lassen Sie es mich wissen; ich komme wieder.»

Damit verliess sie meinen Handrücken und ich hielt es auch für gut, von hier aufzubrechen und das Gehörte auf einem einsamen Spaziergang nochmals zu überdenken.



Rodolphe Bolliger